

Günther Schatzdorfer

Triestiner Portraits

Menschen zwischen Karst und Levante



Samt einem Wörterbuch
der essbaren
adriatischen Meerestiere

INHALT

Rückblick zum Anfang	9
MENSCHEN IN DEN DÖRFERN	12
Antipasto	13
Avvocato Floredan	16
Die Partisanin	24
Pino Mortadella	31
Die Liebe des Caporale Ferri	35
Ein letzter Blick	41
Olga von der Post	44
Der Herzog von Duino	50
Die Welt der weißen Dame	58
Ziegenopfer	61
Sergio Macchinista	65
Die Gäste	66
Bianca	73
Requiem für Eddie	78
Ein ideales Paar	84
Die Geister von Duino	94
Die Prinzen von Duino	97
Die Grundsätze des Fischers Nino	102
Ein Seelsorger in Duino	105
Vom Überholen des Todes	108
Zwei Pfarrer gehen fremd	109
Der Professor und die Pfarrersköchin	111
Fünzig Menschen für fünfzig Jahre	118

DIE GESICHTER DER STADT	124
Ein Raum für Boris	125
Empfangskomitee	133
Der große Dirigent	137
Der Schmuggler und der Schauspieler	139
Teresita und Maurizio	143
Ariel	151
Der Asket	154
Die verschwundene See und die Dirne	158
Das Rätsel der Contessa	167
Jahrtausendwende in Triest	169
Der Ironman	172
Claudio Magris und der Badegast von Barcola	172
Barcolana	180
Selbstportrait	185
ANHANG	189
Triestiner Kleiderordnung, um 1350	190
Triestiner Menü	194
Triestiner Alphabet	196
Fischlexikon	200
Register	219
Omaggio	223



RÜCKBLICK ZUM ANFANG

Dies ist ein Buch über die Menschen Triests, denen ich zwischen 1978 und 2008 begegnet bin. Sie sind ein Stück ihres Weges mit mir gegangen, haben mir die Gesichter der Stadt gezeigt und die Mentalitäten des Küstenlandes gelehrt.

In den letzten dreißig Jahren, genau gesagt, seit der Unterzeichnung des Vertrags von Osimo 1975, hat die historische Tragödie Triests noch immer kein Ende gefunden: Die Zerrissenheit der Individuen, die Zerstrittenheit der Gesellschaft, unversöhnliche Nostalgie und die unüberbrückbaren Abgründe zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Illusion und Gleichgültigkeit werden weiterhin das Schicksal dieser Stadt und ihrer Bewohner prägen.

Der Einigungsprozeß Europas, der Fall der Mauer und die Öffnung des Eisernen Vorhanges haben an diesem Verhängnis nichts geändert.

Die Erdschicht über den Steinen des Karstes ist dünn; wenig wurzelt hier. Bora und Scirocco fegen darüber hinweg, wenig wächst hoch. Die Wellen schlagen unablässig an diese Küste, spülen an, spülen fort, unbeschadet, wie kostbar oder wertlos das Treibgut ist.

Die Menschen, die ich in diesem Buch portraitiere, haben mit mir die Hoffnung gehegt – oder sind wie ich der Illusion auf den Leim gegangen –, daß die historischen Ereignisse um die Jahrtausendwende ein Umdenken bewirken könnten. Die Mauern im Kopf, die ökonomischen Wachtürme, der Stacheldraht des Rassismus und die Selbstschußanlagen der Mehrheit der Triestiner sind nach wie vor in Betrieb. Nur eines hat sich verändert: Die *Allegria* ist verschwunden, das *Eviva là e po bon ...* gibt es nicht mehr.

„*Eviva là e po bon,
Xe questo el moto triestin.
Che la vadi ben, che la vadi mal
Sempre alegri mai passion
Viva là e po bon.*“

Hier leben und damit hat sich's
ist das Triestiner Motto.
Wenn's gut geht, wenn's schlecht geht
Stets fröhlich, nie leiden
Hier leben und damit hat sich's ...

Noch vor zwanzig, dreißig Jahren waren die Barrieren, die inneren und die äußeren, die politischen und die sozialen, in den Momenten der *compagnia* phasenweise unsichtbar, vergessen, begraben unter Prosciutto, Formaggio und Salame, überflutet von Wein. Heute sind Italo und Josip beide EU-Bürger, steuerlich belastet, auf der Jagd nach Subventionen. Sie trinken – wenn überhaupt noch – zuhause Prädikatswein aus der Bouteille. Sie teilen nicht mehr den tintigen Rotwein aus der Mineralwasserflasche, selbstgeplückte Muscheln und die fetten *luganige* der Tante, sondern ernähren sich mit deutscher Milch, holländischem Käse, französischer *patê* und thailändischen Scampi. Collio und Karst sind D.O.C.-Gebiete, keine Landschaften mehr. Der Wein, der hier wächst, ist kein Haustrunk mehr, sondern wird im Veronelli bewertet und nach Wien, Berlin, New York und Peking geliefert.

Wer immer das Verlorene beklagt, ist im Recht. Wer es heute noch und wieder haben will, ist dumm. Etwas bewahren zu wollen, was durch objektiv veränderte Bedürfnisse sich verändert hat, ist albern. Ein klassizistisches Garagenportal ist pervers. Und Miramare war sowieso nie bewohnbar.

Daran, daß das Leben ein anderes geworden ist, scheitern alle Versuche, die Formen des alten zu bewahren. Mehr als die Reminiscenz daran läßt sich nicht konservieren. Es ist töricht, sich nach dem Gestern zu sehnen. Aber nach dem Heute erst recht.

Es wäre eitel zu sagen: Mein Triest gehört der Vergangenheit an. Triest ist die Vergangenheit an sich. Auch in Zukunft.

Wien · Cordignano 2010

G. S.

MENSCHEN IN DEN DÖRFERN



ANTIPASTO

Mai si magna sul stomigo svodo! lautet eine alte Triestiner Pointe: Man ißt nicht auf leeren Magen. Deshalb treffen sich Freunde am späten Vormittag zu einem *spuntino*, also einem Imbiß, und dem dazu gehörigen *calice*, einem Glas Wein. Eigentlich handelt es sich dabei um einen alten Brauch der venezianischen Fischer, Seeleute und Handwerker. In der Lagunenstadt nimmt man mit Freunden *cichetti* zu sich und zieht sich auf einen *ombra de vin* zurück.

Die Triestiner – vor allem jene mit slawischen Wurzeln – vergessen gerne darauf, daß die Hafenpopulation venezianisch geprägt war und ist. Die Umgangssprache auf den Wellen und an den Gestaden der Adria war vom ausgehenden Mittelalter bis vor wenigen Jahrzehnten das italienisch-venezianische Idiom, Griechen, Serben, Armenier und Juden wickelten in dieser Sprache ihre Geschäfte ab, und selbst Slowenen wie Oberdan und Slataper oder Kroaten wie Nazario Sauro kommunizierten in ihr. Die Fischerfamilien des Küstenlandes waren mit jenen von Chioggia verwandt und verschwägert. Der kleinste gemeinsame Nenner der so unversöhnlich unterschiedlichen Ethnien zwischen Karst und Levante ist und bleibt das gemeinsame Essen und Trinken. Vor allem Letzteres.

Es war einer dieser unerträglich heißen Sommertage im Hafen von Duino, an denen sich die Sonne an die Felsen des Karstes schmiegt und das Gestein zum Backofen macht. Der alte Fischer Luciano, den alle „Duca“ nennen, war frühmorgens mit seinem Boot hinausgefahren – und wieder einmal wunderten wir uns, daß seine Schaluppe auch diese Expedition überstanden hatte – und war mit einer unerwartet reichen Beute an Sardinen, Tintenfischen und Makrelen zurückgekehrt. Davon nahmen wir zufrieden bei einem Glas Wein an der Bar der „Dama Bianca“ Kenntnis. Sergio „Sombbrero“ erbot sich, zum Bäcker hinauf zu fah-

ren. Gigi *el Mato* erzählte, daß er von seinem Cousin ein paar Flaschen Wein bekommen habe, und fuhr spontan los, um den Rebensaft zu holen. Ich begab mich ins Dorf, um in der *bodega* Petersilie, Knoblauch und Meeressalz zu kaufen.

Wenig später trafen wir einander im Hafen wieder. Duca hatte vor seiner Fischerhütte aus Wellblech im Halbschatten der Pinien einen alten Camping-Kocher aufgebaut, auf dem eine von der Gasflamme beheizbare, rostige Gußeisenplatte lag. Wir folgten den Anweisungen des Gastgebers und schnitten die Zutaten fein, brachen das Brot und sprachen dem köstlichen Wein zu. Gläser hatten wir nicht. Ein paar Becher aus Plastik reichten nicht für alle. Die anderen tranken aus der Flasche.

Duca träufelte Olivenöl auf die heiße Eisenplatte, warf generös eine halbe Handvoll grobes Meeressalz dazu und schließlich die Fische – ungeschuppt, nicht ausgenommen. Es zischte. Uns Umstehenden wurde noch heißer. Wir fühlten mit den Fischen und sahen dem besten Koch von Duino zu, wie er die Köstlichkeiten für uns zubereitete.

Egone Floredan stand da, der *avvocato*, der selbst jetzt in dieser Situation, in kurzen Hosen und geblühtem Hemd, nichts an Standeswürde vermissen ließ. Neben ihm verharrte sein alter Freund Berto, pensionierter *maresciallo* der *Guardia di Finanza*, ebenfalls in kurzen Hosen und in die Betrachtung der illegal gefangenen Fische vertieft, während er genüsslich die von mir geschnorrte Gauloise paffte. Auch der Hafenkommantante war zugegen, selbstverständlich in Uniform, und kontrollierte das kulinarische Procedere. Sergio, den wir „Sombbrero“ nennen, weil er seit ihm seine Haare ausgegangen sind, nur mehr mit einem breitkrempigen Hut herumläuft, trank seinen Wein und erzählte, daß er nächste Woche ein Kitz schlachten und es uns mit Rosmarin und Kartoffeln zubereiten werde. Angelo, der Schmuggler, paßte auf, daß unsere Kinder nicht ins Wasser fielen, während Gigi laut und

sinnlos vor sich hin palaverete und keiner ihm zuhörte. Ein anderer Fischer, Nino, genannt *basilario* (der Grundsätzliche) gesellte sich zur Runde, grüßte freundlich, nahm einen der übriggebliebenen Plastikbecher, füllte ihn mit Wein, sah hinaus auf das Meer und trank schweigend.

Duca wendete die Fische, die zischten. Wieder warf er ihnen Salz hinterher, dazu Knoblauch und Petersilie, beides kleingehackt, schob sie mit einem verbogenen Löffel hin und her, als wäre dies seit Jahrhunderten seine einzige Lebensaufgabe.

Pronto! sagte Duca und begann, die Fische an uns Umstehende zu verteilen. Wir aßen mit den Fingern, zogen den Sardinen und Makrelen vom Schwanz her die Haut über den Kopf und nagten ihnen die Filets von den Gräten. Es war köstlich, bedurfte aber einiges Geschickes, gleichzeitig Fische, Brot und vielleicht auch noch den Becher mit Wein handzuhaben und sich dabei das spärliche Gewand, das man am Leibe trug, nicht mit Olivenöl zu bekleckern. Die Überreste, die Gräten samt Kopf und Innereien warfen wir den Katzen hin, diesen zerzausten und verschorften Tigern des Hafens, die rings um uns lungerten, einander anpfauchten und mit ihren Krallen aufeinander einhieben.

Sergio bevorzugte die Seppie, die er – wie Gott sie geschaffen und Duca sie gegrillt hatte – zwischen zwei Brotscheiben legte und herzhaft davon abbiß, während die Tinte aus dem Sandwich und ihm aus dem Mund lief, von wo sie aufs Pflaster der Mole tropfte und die Katzen sich daran gütlich taten.

Als wir so unser Festmahl verzehrten, spazierte eine deutsche Urlauber-Familie den Hafen entlang: Mutter, Vater und Sohn. Der Knabe, etwa acht, neun Jahre alt, der an der Hand der Mutter ging, verharrte und beobachtete uns mit offenem Mund. Denn wir – Erwachsene – aßen so, wie er zuhause nie und nimmer hätte essen dürfen. Es war eine Mischung von Bewunderung und Verachtung in seinem Blick. Er beneidete uns und fühlte sich gleich-

zeitig überlegen. Durch sein Verharren und Gaffen wurden nun auch die Eltern auf uns aufmerksam und beobachteten uns. Schon aus rein pädagogischen Gründen mußte die Mutter auf das Schauspiel reagieren, welches wir boten. Und so sagte sie, bevor sie ihren Filius weiterzog: „Guck mal, wie urig die Eingeborenen hier leben!“

AVVOCATO FLOREDAN

Sein Name klang nach einem Helden aus einer Oper von Verdi: Egone Floredan. Seine Erscheinung war für eine derartige Rolle bestens geeignet. Als ich ihn zum ersten Mal traf, war er ein Mann um die sechzig. Nein, er war nicht einfach ein Mann, er war ein Herr: großgewachsen, von der Körperhaltung eines römischen Senators, elegant, eloquent, gebildet, messerscharf in Beobachtung und Ausdrucksweise. Dabei war er ein *cavaliere*, der jeder Frau das Gefühl vermittelte, eine Königin zu sein. Wenn er sprach, wurde er zum Redner. Keinen Augenblick ließ er Zweifel daran, daß er das Volk, das ihn umgab, zu Geschworenen machte, zu Zeugen der Gerechtigkeit aufrief. Er entflammte in seiner Rede wie Antonius am Grabe Caesars, beschwor mit lateinischen Zitaten Götter und Volk, dem Recht genüge zu tun.

Kurz: Er verkörperte exakt das, was man sich unter einem römischen Anwalt vorstellt. Er war Slowene.

Die Slowenen Triests waren Ende des 19. Jahrhunderts bei der reichen Kaufmannschaft und beim österreichischen Beamtenadel eine ebenso wenig geachtete Volksgruppe wie bei der nationalistischen, italienischen Mittelschicht. Sie waren der Herkunft nach arme Bauern und kleine Handwerker aus dem karstigen Hinterland, wurden aber von der Prosperität der Hafenstadt angesogen.

Hier verdingten sie sich als Tagelöhner, Wäschermädel und Dienstboten aller Art. Nur wenigen ihrer Familien war der soziale Aufstieg gegönnt. Sie wurden Gemüsehändler, Wirte oder selbstständige Handwerker. Wie alle Minderheiten begriffen die Slowenen rasch, daß ein weiterer Aufstieg nur durch Bildung möglich war. Sie ließen ihre Kinder studieren, was Kinder aus den unteren Schichten um 1900 studieren durften, also Theologie oder Pädagogik.

Aus den Reihen der Geistlichen und Lehrer entwickelten sich so ein bescheidenes slowenisches Kleinbürgertum und eine intellektuelle Elite. Der unglückselige Guglielmo Oberdan gehörte zu ihr, der für seinen unbeholfenen Attentatsversuch auf den von vielen gehaßten Kaiser Franz Joseph hingerichtet wurde, aber auch der im Großen Krieg gefallene Dichter Scipio Slataper. Dem Prozeß dieser Sozialisierung entstammte auch Egone Floredan.

Im Sommer 1943 hatte er maturiert, am 8. September 1943 wurde Mussolini vom König entlassen, und die Regierung Badoglio schloß trotz des Übereinkommens mit Nazi-Deutschland einen Waffenstillstand mit den Alliierten. Das italienische Militär war somit handlungsunfähig. Unter dem Vorwand, Anarchie verhindern zu wollen, erklärten die deutschen Besatzer Triest und sein Hinterland zur Operationszone „Küstenland“. Sie unterstützten alle anti-italienischen Strömungen, also die slowenischen Nationalisten wie auch die friulanischen Separatisten, vor allem aber die im Widerstand gegen Mussolini wieder erstarkten altösterreichischen Monarchisten, also Gruppierungen, aus denen sich aber auch die anti-nazistischen Partisanen rekrutierten. Damit war für die politische und militärische Führung der Deutschen ein nicht kalkulierbares Risiko verbunden. Also wurde per Dekret der Großteil der waffenfähigen Männer slowenischer Herkunft als „Gastarbeiter“ ins Reich geschickt, das heißt, sie wurden zur

Zwangsarbeit deportiert. Der Maturant Egone war einer von ihnen.

Egone Floredan wurde nach Radenthein in Kärnten gebracht, um dort im kriegswichtigen Bergbau zu arbeiten. Es war ihm klar, daß er nur einer von vielen war, die gezwungen wurden, ihre letzten Kräfte für die Verlängerung des Mordens einzusetzen. Er fand einen – ebenfalls slowenischstämmigen – Arzt in Bad Kleinkirchheim, der ihm eine Staublunge bescheinigte und ihn bei einer Kaufmannsfamilie, deren Sohn an der Front gefallen war, als Hausgehilfe unterbrachte. Die Alten behandelten ihn gut, sie brachten ihm Deutsch bei, das er, der geschulte Lateiner, perfekt sprach, als er nach Kriegsende nach Triest zurückkehrte. Das letzte Halbjahr in Kärnten war für ihn das schlimmste seines Lebens. Als Bürger des Deutschen Reichsgebietes mußte er damit rechnen, doch noch in einem letzten Aufgebot zur Wehrmacht eingezogen zu werden und womöglich in den Karawanken gegen die eigenen Landsleute kämpfen zu müssen, während seine Eltern in der alliierten Zone A bereits im Frieden lebten. So verkörperte er die Zerrissenheit Triests und des slowenischen Triests in den letzten Kriegstagen.

Egone hat den Deutschen und vor allem den Österreichern nichts nachgetragen. Seine Kaufmannsfamilie in Kärnten besuchte er oft. Er wußte, daß nicht alle Deutsch sprechenden Menschen Verbrecher waren, wußte aber auch sehr genau, wer die tatsächlichen Täter waren. Er behielt in Evidenz, daß einer der Begründer des einzigen KZs in Italien, der Risiera di San Sabba, ein gebürtiger Triestiner war: SS-Gruppenscharführer Odilo Globocnik, vormals Gauleiter zu Wien und Verantwortlicher für die „Aktion Reinhardt“ im „Generalgouvernement“.

Der junge Floredan, der, sich als Römer fühlend, eigentlich Altphilologie und Literatur hatte studieren wollen, wurde Jurist. Er fühlte sich der Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit ver-

pflichtet, welche in den Nachkriegsjahren in Triest selten zu Ehren kamen. Wie die Personalunion von Cato und Victor Hugo trat er sein Leben lang vor Gericht, klagte an und bat Göttin Justitia um ihr Urteil. Er war erfolgreich und verhehlte seinen Stolz darüber nicht. Fragte ich ihn, wie es ihm gehe, so sagte er:

„Ausgezeichnet, junger Freund! Ich konnte Causa machen!“

Punkt sieben Uhr morgens saß er in seinem Büro in der Triester Altstadt unweit des Bahnhofs, ging so oder so täglich um neun Uhr zum Gericht, auch wenn gerade keine Causa zu führen war. Aber er sprach mit den Richtern, hörte ihre Rechtssprechung in anderen Fällen an, war mit den Staatsanwälten per Du und sah in ihnen Kameraden im Kampf um die Gerechtigkeit.

Um Punkt zwölf erschien er in der „Dama Bianca“ in Hafen von Duino, wo ihn an der Bar seine Freunde und die dörfliche Klientel erwarteten. Bei einem Glas Tocai und Zigarette studierte er die ihm dargereichten Verträge, Ansuchen und behördlichen Schriftstücke, beriet, schlichtete und beurteilte, würdigte Beweise. Im Hafen war er der unangefochtene, oberste Gerichtsherr. Selbst der *maresciallo* der Hafenzentrale suchte seinen Rat und fügte sich seinem Spruch.

Auch in den sommerlichen Gerichtsferien hielt er unbeirrt an seinem Tagesablauf und seinem Auftreten fest. Er kam wie immer um 12 Uhr mittags in den Hafen, stand wie ein Fels in der Brandung, in Anzug und Krawatte zwischen den Eis schleckenden Kindern sowie den tiefenden Bikini-Schönheiten und hielt seine Plädoyers. Er war unserer Gemeinschaft aber auch ein untrüglisches Thermometer. Erschien er eines Tages schon um zehn, in feinsten englischen Shorts und kurzärmeligem Bermudahemd, so wußten wir, daß die Hitzewelle zu beginnen hatte, weil es sogar dem *Avvocato* im Büro zu heiß geworden war. Aber auch in einer Hochsommer-Uniform stand er wie ein Feldherr inmitten der von der Sonne hingestreckten Leiber. In den zwanzig Jahren unserer

Freundschaft sah ich ihn genau drei Mal in der Badehose. Das waren die drei Tage, an denen die Quecksilbersäule im Hafenkessel über 40 Grad Celsius zeigte.

Manchmal, wenn ich vormittags in der Stadt zu tun hatte, besuchte ich ihn in seinem Büro, das nur aus einem von Folianten überquellenden Raum und einem winzigen Vorzimmer bestand, in welchem sein Cerberus saß, eine elegante, ältere Dame wie aus einer Erzählung von Italo Svevo. Es war an ihr, im nahen Ristorante „Primo“ für uns einen Tisch zu reservieren. Hier, unweit der *Borsa*, trafen sich mittags Banker, Unternehmer, Politiker und Kaufleute, die meisten von ihnen slowenischer Herkunft, zu ihren Geschäftsessen. Egone kannte sie alle, man hofierte einander. Die Konversation wurde in bestem Italienisch geführt, die Scherze in Triestiner Dialekt gemacht und geflucht wurde auf Slowenisch. Egone liebte die Küche im „Primo“. Hier wurden Fische und Meerestiere nach traditioneller Triester und Istrianer Art zubereitet: *sarde in savor, sardoni impanadi, folpetti in umido, cozze, vongole* und natürlich *scampi alla buzara*. Es waren die *pesce blu*, die einfachen Fische, die wochentags auf den Tisch kamen, die man sich auch in den Zeiten der Misere nach dem Krieg hatte leisten können und die er und seine Freunde als Knaben mit Netz und Angel im Hafenbecken gefangen hatten. Die großen Fische, die Doraden oder Branzini, blieben der festlichen Tafel vorbehalten, auch als er ein wohlhabender Mann geworden war. Wobei ihm – so sagte er mir im Vertrauen – eine Sardine hundertmal lieber sei als eine Languste.

Der *Avvocato*, der selbst einmal in der regionalen und kommunalen Politik tätig gewesen war und der Kommune Zeit seines Lebens als Berater zur Verfügung stand, befragte mich oft sehr genau über die Situation in Österreich und verfolgte mit Interesse mein politisches Engagement. Manchmal belächelte er es. Nur als ich wieder einmal die slowenische Minderheit und ihre Rolle im an-

tifaschistischen Partisanenkrieg im Küstenland in romantischem rotem Licht sah, wurde er ernst.

„Wenn dir jemand sagt, er sei Partisan gewesen, so frag' ihn: Was für ein Partisan? Partisan ist keiner aus Idealismus geworden. Manche aus Not. Manche aus Berechnung. Oder auch nur durch Zufall, weil er im falschen Moment am falschen Ort war. Oder“, er betrachtete die panierte Sardelle, bevor er sie verschlang, „weil er im richtigen Moment am richtigen Ort war.“ Dann spülte er mit einem halben Glas Malvasia nach.

„Allen gemeinsam ist nur, daß sie die Retter des Vaterlandes waren. Nach dem Krieg. Aber was ist das schon: Vaterland, Patria! Ein großes Wort. Dabei kämpfte jeder für eine andere ‚patria‘. Die Friulaner für ein unabhängiges Friaul, einen Freistaat, oder ein Friaul als Teil eines Vielvölkerstaates nach dem Vorbild Alt-Österreichs. Die Italiener für ein kommunistisches Italien, die Italiener für ein monarchistisches Italien, die Italiener für ein demokratisches Italien. Und dann meine lieben Slowenen: kommunistische Partisanen für Tito, kommunistische Partisanen gegen Tito, katholische Partisanen für ein katholisches Slowenien, panslawistische Slowenen für ein Königreich Südslawien ... darunter Doppel- und Mehrfachagenten, Kollaborateure der einen oder anderen Seite. Dazu ein paar Banditen ... Nein, lieber Freund, das war ganz und gar keine romantische Angelegenheit!“

Egone schlürfte die letzte Muschel und warf deren Schale mit einer Geste der Verachtung auf den Tisch.

„Keine Gewalt ist gerecht.“ Sagte er und trank ein volles Glas Wein in einem Zug leer.

Wir hatten die vom Wirt empfohlenen frischen *Sgombri nostrani*, also die Makrelen von der Steilküste, als Hauptgericht gewählt. Sie waren köstlich, von festem Fleisch. Das Besteck blieb unberührt. Wir aßen sie wie die alten Fischer mit den Fingern. Das Tischtuch war unsere gemeinsame Serviette, und in der leeren Sa-

latschüssel türmten sich Gräten, Flossen und Köpfe. Egone hatte sich in dabei vor dem Tribunal der Geschichte warm geredet; Gräten wurden zum *corpus delicti*, die Weinkarte zum Gesetzbuch und mit seinem Glas erhob er Anklage. Ich schenkte ihm nach.

„Wer behauptet, er kenne die Geschichte des Karstes, ist ein Lügner! Ein verdammter Lügner! Wer weiß denn schon, was die ‚foibe‘ sind!?“

Die *foibe*, die Dolinen, sind seit dem Kriegsende Gegenstand heftigster politischer Auseinandersetzungen, oft wüster Spekulationen und billiger Krimis. Eine davon, die bei Basovizza, wurde zum italienischen National-Denkmal.

Titoistische Truppen und Partisanen – die eigentlichen Befreier Triests – hatten am 1. Mai 1945 die Macht in der Stadt übernommen und begannen sofort mit politischen Säuberungen. Hunderte Triestiner wurden verschleppt, die der Kriegsverbrechen oder der Kollaboration mit den Nazis beschuldigt wurden oder die dem nationalen italienischen Widerstand angehörten. Femegerichte fällten Urteile, die auf der Stelle vollzogen wurden, manche der Festgenommenen wurden ohne Urteil liquidiert. Der Haß war groß und unübersichtlich, in den Straßen herrschte Anarchie, weil die englischen und neuseeländischen Soldaten gezögert hatten, bis an die ausgehandelte Grenze vorzurücken. Wie stets in der Geschichte ist davon auszugehen, daß auch Unschuldige Opfer dieses Pogroms wurden, daß manches politische Urteil ein privater Racheakt war und Denunziation oft nur der gelungene Versuch, einen Rivalen loszuwerden.

„Du kannst mir glauben, junger Freund“, beschwor er mich, „es gibt keine Zeugen für das, was tatsächlich geschah. Die sich als Zeugen geeignet hätten, liegen alle mit dort unten. Täter und Mitwisser eignen sich nie als Zeugen. Kein Kronzeuge dient der Wahrheitsfindung, sondern nur seinem eigenen Überleben.“

Er nahm die letzte MS aus der Packung, zerknüllte diese und warf

sie zu den Fischköpfen. Dann rauchte er zwei, drei Züge, betrachtete die Glut und sagte – entgegen seinen sonstigen theatralischen Gewohnheiten – nur zu sich selbst:

„Es ist ein Irrtum zu glauben, die ‚foibe‘ wären nur im Mai 1945 benutzt worden.“

Dann stand er spontan auf. Wir mußten nach Duino, auf ein letztes Glas. Es konnte sein, daß jemand seines *consiglio* bedurfte. Wir gingen zu seinem Auto, einem kleinen, zerbeulten Lancia, der so überhaupt nicht zu seinem signorilen Auftreten paßte. Ich mußte über den Fahrersitz hinein klettern, weil sich seit seinem letzten Unfall die Beifahrertür nicht mehr öffnen ließ. Irgendwo auf der *Strada Costiera* sagte er unvermittelt:

„Da oben gibt es gar keine ‚foibe‘. Das Gedächtnis der Triestiner ist eine einzige ‚foiba‘!“

Im Jahr darauf begann der *Avvocato* ohne Anlaß und Begründung sein Verhalten zu verändern. Manchmal ging er morgens nicht mehr ins Büro, manchmal fuhr er nicht mehr um halb zwei, sondern erst gegen vier Uhr nach Hause. Seine Augen fixierten seinen jeweiligen Gesprächspartner nicht mehr, sondern irrten an ihm vorbei, die Asche fiel ihm von der Zigarette ins Weinglas, beim Gehen schien er zu schwanken. Da seine Zunge plötzlich beim Sprechen schwer wurde, sagte man ihm Alkoholismus nach. Andere tippten auf Parkinson oder Alzheimer. Man nahm ihn nicht mehr ernst.

In seinem Kopf wuchs ein inoperabler Tumor, direkt im Sprachzentrum. Seine Sprache wurde ärmer und ärmer. Die Worte begannen ihm zu fehlen. Er lag ein halbes Jahr im Krankenhaus, bis er endgültig verstummte.

Die Überlebenden warfen die Erinnerung an ihn irgendwann in eine der unzähligen *foibe* ihres geistigen Karstes. Sie hätten sich sonst an sein Wissen erinnern und Zeugenschaft ablegen müssen. Oder gar an ihr Gewissen, an das er jeden Tag appelliert hatte.